

# Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courts Mahler.

(6. Fortsetzung.)

Das war es wohl, was dorthin ahnungslos ihr Denken trieb. Wenn Melanie v. Bertow Herrin auf Tornau wurde, mußte sie sicher von dannen ziehen. Diese Frau hatte sie, das hatten ihr hundert Kleinigkeiten verraten. Warum? Das hatte sie bisher nicht gemerkt. Jetzt dämmerte leise eine Ahnung in ihren Gedanken auf, aber schnell und scheinbar verwarf sie dieselbe, ehe sie ganz gefaßt war. Die Tornaus wurden in den Kreis der bereits anwesenden Gäste gezogen. Herr v. Diestertamp legte förmlich Beschlag auf Renate. Er mochte sie sehr gern und unterließ sich nicht prächtig mit ihr. Auch seine Gattin, eine frische runde Frau, der Herzengüte und Lebenslust aus den Augen leuchtete, fühlte sich von Renate angezogen. Sie behauptete, Frau v. Tornau, ihre beste Freundin, sei um ihre junge Helferin sehr zu beneiden, und versicherte ihr, daß sie glücklich wäre, auch so ein liebes Ding um sich haben zu können.

Für Melanie aber gab es seit Rolf's Ankunft nur noch einen Zweck: ihn so viel als möglich an ihre Seite zu fesseln und mit der Macht ihrer Schönheit gegen seine Zurückhaltung ins Feld zu ziehen. Bei Tisch war er ihr Nachbar und mußte all die kleinen Manöver raffiniertester Koterie über sich ergehen lassen. Sie ahnte nicht, daß sein Blick immer wieder verhaselt nach dem süßen blauen Gesicht Renates schaute, und daß Rolf brennend seinen alten Freund Diestertamp um seine Tischdame beneidete, denn der alte Herr hatte sich's ausgemacht, daß er Renates Nachbar war.

Mit der kann man doch ein vernünftiges Wort reden, Rolf Röschen — das ist eine Prachtausgabe des lieben Schöpfers! hatte er lachend zu Tornau gesagt, und der junge Mann hatte nicht widerprochen, sondern nur mit glänzendem Blick zu der jungen Frau hinübergeleitet.

Als gelegentlich eines Toastes Melanies Glas das Tornaus berührte, sah sie mit feucht schimmernden Augen zu ihm auf. „Sind Sie nun endlich verheiratet, lieber Rolf, oder zürnen Sie mir noch immer?“ flüsterte sie ihm zu.

„Ich habe keine Veranlassung, Ihnen zu zürnen, Frau Baronin,“ antwortete er ruhig und ernst.

„Frau Baronin! Wie kalt und förmlich das klingt! Haben Sie so ganz vergessen, daß ich einst einen anderen Namen für Sie trug? Rolf — vergaßen Sie denn ganz, was unsere Herzen einst verband?“

„Unsere Herzen? Sie irren, anädige Frau. Nur meines war in Banden, das Ihre war frei und seffellos.“

„Das schien nur so. Ach, Rolf, wenn Sie wüßten, was ich um Sie gelitten habe.“

Er sah sie groß an. „Um mich? Sie gestatten, daß ich mir darüber einige Zweifel erlaube.“

„Nein, das gestatte ich Ihnen nicht. Rolf — ich reichte dem guten Bertow nur auf den bringenden Wunsch meines Vaters die Hand, um ihn vor dem Ruin zu retten — das habe ich Ihnen doch schon damals gesagt.“

„Ja, das thaten Sie, und als ich mir tedlich Mühe gab, das zu glauben, kam Ihr Vater eines Tages zu mir und klagte seine Tochter an, daß ihr Hang zu Wohlleben und Genußsucht sie trieb — aber wir wollen dies Thema fallen lassen, es führt zu nichts.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

In demselben Augenblick wandte sich Tornaus andere Nachbarin mit einer Frage zu ihm, und Melanie preßte ärgerlich die Lippe zwischen ihre Zähne.

„Was für ein Mensch!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

„Rolf!“ Sie flüsterte seinen Namen mit heißer Zärtlichkeit. „Rolf — ich mußte ja selber nicht, was ich that, ich kannte mein eigenes Herz nicht und habe schwer gebüßt.“

haft an diesem Vergnügen, welches einen Theil der Menschheit in Entzücken zu versetzen und dem anderen wie Blödsinn zu erscheinen pflegt.

Rolf wandte sich plötzlich zu Renate. „Geben Sie Lust, zu tanzen?“

Sie war gerade in den Anblick der vorübergehenden Baronin vertieft und sah nun lächelnd zu ihm auf. Er stand hinter ihrem Stuhl und beugte sich zu ihr herab.

„Ja und nein,“ antwortete sie. „Warum nein?“

„Mir ist, als wären hundert Jahre vergangen, seit ich getanzt habe. Ich glaube, ich käme mir selbst recht sonderbar vor, wenn ich mich mit fröhlichen Menschen im Kreise drehte.“

„Schade. Ich hätte sehr gern — einen einzigen Walzer wenigstens — mit Ihnen getanzt.“

Frau v. Tornau mischte sich ins Gespräch. „Ich bitte Sie, liebe Renate, thun Sie Rolf doch den Gefallen. Sie sind doch wahrhaftig noch keine alte Frau.“

„Aho — wenn Ihre Frau Mutter es wünscht, so tanzen wir.“

Er zog die Stirn zusammen. „Nein, ich danke. Zwang sollen Sie sich nicht auferlegen. Wenn Sie es nicht gern thun, verzichte ich lieber.“

„Aber Sie sind über das Stadium hinaus, wo man an Tanz allein Vergnügen findet, und ich habe den Zwang dazu oft als lästige Pflicht betrachtet.“

„Und trotzdem wollten Sie sich aufopfern und mit mir tanzen?“

Er sah ihr tief in die Augen. „Ja — dieses Opfer wollte ich bringen. Ich bilde mir nämlich ein, daß es ein Genuß sein müßte, mit Ihnen zu tanzen.“

„Halten Sie ein, Herr v. Tornau — Komplimente sollen Sie mir nicht machen!“

„Nein, dazu stehen Sie mir auch zu hoch. Aber Wahrheiten darf ich doch sagen. — Und nun kann ich meinen Korb nach Hause tragen.“

Jetzt entstellte Sie die Thatsachen. Ich gab Ihnen keinen Korb, sondern Sie mir.“

„Ich Ihnen?“

„Gewiß, ich wollte ja mit Ihnen tanzen, Sie dankten jedoch.“

„Weil Sie es nur geizig thun wollten. Es hätte Ihnen Lebenslust gebracht, mit mir zu tanzen.“

Er erhob sich und trat neben ihn. Mit leisem Errotzen sagte sie freundlich, aber bestimmt: „Jetzt will ich aber mit Ihnen tanzen. Eben beginnt ein neuer Walzer. Sind Sie frei?“

„Ich verspreche es Ihnen, wenn Sie überhaupt einer Verzeihung bedürfen.“

„Ja, ich bedarf ihrer. Ich war maßlos und heftig. Ich werde mich aber in Zukunft nicht mehr fortreiben lassen von meinen Gefühlen und mich ins Unvermeidliche fügen. Ihre Liebe habe ich mir verherzt, nun will ich verzeihen, mit Ihrer Freundschaft zu eringen.“

Sie sagte es in einem so wehmüthig resignirten Ton, daß ihn tiefes Mitleid mit ihr ergriff. Er war selbst zu ehrlich und offen, um begreifen zu können, daß die Baronin schon wieder Komödie spielte.

Er sah sie freundlich und gültig an, wie er es nie gethan, und führte ihre Hand an seine Lippen. Er vergaß und vergaß ihm in dieser Stunde alles, was sie ihm zugefügt.

Rolf stand am nächsten Morgen mit schmerzbesprungen, hohen Reitstiefeln neben seinem Pferde auf dem Felde und wollte eben aufsteigen, um nach Hause zu reiten, da kam in gestrecktem Galopp Diestertamp auf der Landstraße dahergehritten.

„Morgen, Röschen,“ rief er schon von weitem, „na, sehen ja riesig salsonfähig aus!“

Tornau lachte. „Das kommt von meiner Erkursion da über die Mühenader. Der Boden ist vom Gewitterregen dieser Nacht total aufgeweicht. Was ich hier, an den Stiefeln nach Hause trage, reicht für einen Berliner Vorgarten vollständig aus.“

Diestertamp schlug lachend mit der Reitgerte in die Luft. „Na, klettern Sie nur 'rauf auf Ihren Gaul, ich begleite Sie noch ein Stück. Was haben Sie denn auf dem Mühenader zu schaffen gehabt?“

„Es klappte etwas nicht mit der Maschine — bin ordentlich warm dabei geworden. Es ist so schön heute, der Herbst scheint sehr milde zu werden.“

„Na, das täuscht zuweilen. Aber ein tüchtiger Kerl sind Sie doch, Rolf, allerhand Hochachtung. Sie verstehen sich auf den Kladderadatsch wie ein Alter. Ihr Vater würde seine helle Freude an Ihnen gehabt haben. Alles klipp und klar, das Auge des Herrn macht die Kniee fett und so weiter. Tornau ist mir lieber wie manches größere Gut.“

„Mir auch.“

„Natürlich — und ohne Schulden — das gibt es heutzutage bei Ackerbau und Viehzucht selten genug. Drüben in Partow soll's zum Beispiel Matthäi am letzten sein, wird wohl bald unter den Hammer kommen. Dumme Geschichte das. Natürlich — Partow hat das Gut schon fast befallen von seinem Vater übernommen, dann zwei Söhne bei der Garbe — dazu lang's eben heute nicht mehr, da muß Geld im Beutel sein.“

„Ich hörte auch schon davon. Schade um den alten Partow, er ist von früh bis spät selbst mit auf den Weiden.“

„Freilich — er wehrt sich, so gut er kann. Man hängt doch auch an seiner Rittschelle. Aber es wird ihm nichts helfen, er allein kann das Unheil nicht mehr aufhalten. Seine Frau hat viel auf dem Gewissen, was nicht theuer war, taugt einfach nichts. Na, der hätte ich ein Liebesgenügen! Was braucht eine Landwirthschaft Pariser Toiletten! Und im Februar mußte es bei den Dinners frische Erdbeeren geben, das Stück eine Mark. Na — es geht einem ja weiter nichts an, aber es greift einen doch an. Ich war eben drüben, um ein Paar Pferde zu kaufen — das Züchten versteht der Partow, aber es bringt nicht genug ein, das lohnt bloß im Großen, wie in Bertow. Wissen Sie's schon, daß die Baronin sich einen Geheilmisster engagirt hat? Sie sprach gestern mit mir darüber. Ob der seine Sache versteht? Na, die kann es schon mit ansehen, da sind Dagen genug klüffig. So viel Geld, wie die hat, gibt's ja gar nicht — was, mein Sohn?“

„Ich weiß es nicht, kann mir's aber denken.“

„Na, die schöne Melusine — nee, Melanie — wird schon gewußt haben, warum sie den klapprigen Mummelgreis zum Ehegpons genommen hat. — Aber adios denn, Rolf, ich schlage mich hier nun heimwärts ins Gebüsch. Meinen Gruß an Ihre Damen.“

Rolf reichte ihm die Hand vom Pferd herüber. „Auf Wiedersehen, Papa Diestertamp, herzlichste Grüße an Ihre Gattin.“

Sie ritten nach verschiedenen Richtungen davon.

Als Tornau den Wald erreicht hatte, ließ er sein Pferd im Schritt gehen. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und piff leise vor sich hin. Am Weiler hielt er eine Weile an und sah sinnend auf den Platz hinüber, wo er Renate damals weinend gefunden. Unter der Bank schimmerte ein Blatt Papier. Er stieg ab und hob es auf. Es war, trotzdem es Bant und Bäume geschützt hatten, etwas feucht. Lächelnd glättete er es, es war ein Blatt aus Renates Notizbuch. In ihrer klaren, feinen Schrift las er: 40 Büchsen Apriltosengelee, 50 Büchsen Rischmarmelade, Leutlicher nachgefessen, den Herrn an die Rebbühner erinnern — Er mußte lachen, aber es klang weich und gerührt.

er das Blättchen sorgsam in ein Fach seiner Brieftasche, nachdem er es zwi- schen seinem Taschentuch vorsichtig getrocknet hatte.

Seit dem Fest in Bertow waren nahezu vierzehn Tage vergangen. Melanie hatte ihren Feldzugsplan entworfen und ihre Taktik vollständig geändert. Sie hatte Rolf's Mutter einigemal besucht, aber immer, wenn sie ihn abwesend wußte. Kam er unerwartet nach Hause, so verabschiedete sie sich schnell und warf ihm traurige Blide zu. Das machte ihn unruhig. Er war viel zu gültig, um unbegabt mit anzusehen, daß sie um ihn litt. Hatte er ihr doch unrecht gethan, war sie doch eines tieferen Gefühls fähig?

Es that ihm leid, sie so schroff behandeln zu haben, wenn das auch nichts an der Thatsache änderte, daß sie seinem Herzen gleichgültig geworden war. Unbehaglich war ihm ihre Traurigkeit jedenfalls. Er stellte sich immer freundlicher zu ihr und begleitete auch seine Mutter und Renate, als diese in Bertow Besuch machten.

Hans v. Trachwitz hatte am Fenster seines Zimmers gestanden — er wohnte im Verwaltungshaus — als die Tornauer Herrschaften am Schloß vorbeifuhren. Er konnte gerade in Renates Gesicht sehen und prallte erschrocken zurück.

Hinter der Gardine verborgen, starrte er mit weitgeöffneten Augen auf die junge Frau, und als sie seinen Blicken entwandenen war, richtete er sich langsam empor. „Das war Renate. Kein Zweifel ist möglich. Wie kommt die hither?“ murmelte er und rief nach einem Reitknecht, der eben am Fenster vorüberging.

Mertens, tennen Sie die Herrschaften, die eben angekommen sind?“

„Jawohl, Herr v. Trachwitz, das war der Herr v. Tornau mit seiner Mutter.“

„Es waren doch zwei Damen?“

„Die andere heißt Frau Wertentin und ist so 'ne Art Gesellschaftsfräulein oder so.“

„Ah so — ich danke Ihnen.“

„Der scheint auf die hübschen Damen sehr neugierig zu sein,“ dachte Mertens und pffiff lachend durch die Zähne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Detektiv des Zaren.

London, im November. Seit einiger Zeit lebt in London Herr M. J. Persif, der bis vor Kurzem einer der Chefs des gefürchteten internationalen Departements und der berühmten Geheimdienstabtheilung der russischen Polizei war und im Palais des Zaren Allen denen, die sich inoffiziell für internationale Verbrechen interessiren, ist der Name Persif kein unbekannter. Er hat sich aus dem offiziellen Leben angeblich zurückgezogen und seinen Wohnsitz in London genommen, das er als das Zentrum aller Verbrecher begehrt, um in privater Eigenschaft sich mit den Glacchampschuberechern zu beschäftigen, die als Expresser die Gesellschaft belästigen. Herr Persif ist, wie sich von selbst versteht, kein Fremdling in London und befand sich bei dem jüngsten Londoner Besuch der Zarin-Mutter als Chef der geheimen Polizei in deren Umgebung.

Wie sehr ihn die russische kaiserliche Familie schätzte, beweisen die vielen Erinnerungszeichen, die ihm von dieser geworden sind, und die zum Theil die Wände seiner behaglichen Wohnwohnung schmücken. Das letzte Geschenk der Kaiserin war ein prächtiges Paar Manschettenknöpfe mit dem russischen Wappen in Diamanten.

Herr Persif ist, wie ein Londoner Blatt erzählt, der Sohn eines reichen Moskauer Kaufmannes und hatte es nicht nöthig, sich um einen besonderen Lebensberuf zu bemühen. Sein Schicksal wollte es, daß er, erst neunzehn Jahre alt, einer alten Dame in der guten Gesellschaft begegnete, mit der er bald auf so vertrautem Fuße stand, daß sie ihm eines Tages die Erklärung machte, ihn adoptiren zu wollen. Bei Gelegenheit einer Unterhaltung zeigte sich diese Dame auf fallend vertraut mit einem großen Diebstahl, der kurz vorher in Mostau stattgefunden hatte. Der Fall interessirte Persif, und mit einem natürlichen Detektivinstinkt begab er sich zunächst daran, auszu- fundirschaften, wer die Bekanntschaft der alten Dame waren. Dabei ergab sich ein solch verdächtiges Material, daß er es dem Chef der Moskauer Polizei vorlegte. Dieser ersuchte ihn, den Fall weiter zu verfolgen und sich ferner des Vertrauens der alten Dame zu vergewissern. Einige Wochen später wurden nicht weniger als 42 Personen verhaftet, von denen sich herausstellte, daß sie einer berühmten Verbrecherbande angehörten. Sie alle wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, was für Herrn Persif vermutlich kein Schaden war.

Der Gouverneur von Mostau ließ das junge Polizeitalent rufen und bot ihm an, die von ihm freiwillig aufgenommene Thätigkeit weiter zu verfolgen. Persif erklärte aber, er würde es vorgehen, in den Dienst der Geheimpolizei zu treten, und er wurde hierin angestellt. Der junge Beamte brachte für den neuen Beruf die hier- für erforderlichen Eigenschaften mit. Er ist erst kürzlich gebaut, weiß sei-

nen Mann zu stehen, hat die glückliche Gabe der Kombination und ein sel- tnes Sprachtalent, mit dem es ihm gelun- gen, elf lebende Sprachen zu meistern, unter ihnen so Schwierige wie Arabisch, Türkisch, Chinesisch.

Nach vierjähriger Dienstzeit wurde er in den persönlichen Dienst des Zaren berufen und an die Spitze der Palastpolizei gestellt, obne daß die niederen Untergebenen ahnten, daß er ihr Chef sei. In der Folge wurde er wiederholtlich als ein höchst gefährliches Individuum benannt, das mit allerhand verdächtigen Personen verkehrte, ja, er wurde sogar einmal eingekerkert und mit den Verführern gegen das Leben des Zaren, um sein Inkognito zu wahren, verurtheilt.

„Ich bin durch schreckliche Erfahrungen in meinem Leben gegangen,“ erzählt Herr Persif, „und wenn ich offen sein soll, liebe ich die Aufregung. Man fühlt dabei wenigstens, daß man lebt — bis — man ermordet ist. Meine stärkste Sensation empfinde ich jedoch, als ich einmal mit dem Zaren in Warschau war. Er bewohnte ein Jagdschloß, das früher den polnischen Königen gehört hatte. Allerhand böses Gesindel trieb sich dort herum, und ich beschloß, eines Abends einen Kabat, eine der niederen Kneipen, aufzusuchen, wo dieses Volk verkehrte. Als Student verkleidet betrat ich das Haus, wo mich bald eine schlecht ge- leitete Gruppe von Leuten mit sehr intelligenten Gesichtern interessirte. Sobald ich mich diesen Personen näherte, hörten sie zu sprechen auf oder begannen ein Gespräch über ganz gewöhnliche Dinge. Ich bemerkte jedoch, daß in die Kneipe dauernd Fä- ser mit Wodka geschafft wurden. Als mein Studentenkostüm mir keine weiteren Dienste leistete, verkleidete ich mich als Kutscher, und es gelang mir, den Auftrag zu erhalten, ein Faß Wodka von der Station in die Kneipe zu schaffen. Ich bemerkte, daß die Arbeiter, die beim Ab- und Aufladen beschäftigt waren, anscheinend alle den Befehl erhalten hatten, die Fässer nicht zu schütteln und sie aufrecht zu stellen. Das bestärkte meinen Verdacht, und es gelang mir, mit vier meiner Leute aus Petersburg in das Gewölbe zu gelangen, in das die Fässer überge- führt worden waren, wobei ich ent- deckte, daß die Branntweinfässer Dynamit enthielten. Hierbei machte ich die viel wichtigere Entdeckung, daß aus dem Gewölbe ein geheimer Gang unter den Palast führte.“

In der folgenden Nacht umstellte ich mit einer mir zur Verfügung gestellten Schwadron Husaren das Haus und nahm dessen Inassen gefangen. Dann stieg ich allein in das Gewölbe hinab und begab mich nach dem gehei- men Gang. Er war so schmal und niedrig, daß ich mich nur, mit den Ellenbogen vorwärtschiebend, auf flachem Leibe liegend vorwärts bewegen konnte. Es war eine harte und mühsame Arbeit, und meine Kleider hingen in Fäden an dem in Schweiß gebadeten Körper herunter. Nach etwa einer Viertelstunde bemerkte ich von der anderen Seite kommend einen Mann, der sich mit einer elektrischen Batterie zu schaffen machte. Beim Lichte einer elektrischen Lampe merkte ich, daß an der Batterie ein Draht befestigt war, der offenbar mit den Dynamitfässern unter dem Palaste in Verbindung stand. Ich griff zu meinem Revolver. Dann überlegte ich mir, daß ein Schuß vollen- leicht das Unglück herbeiführen könn- te, das abzuwenden ich mein Leben einsetzte. Ich trat näher, und ebe- der Mann es sich versehen, sagte ich ihm bei den Handgelenken, und so lagen wir beide eine Weile. Es war unmöglich, mir hier Hilfe zu bringen. Wir rangen wohl zwei Stunden mit- einander. Dann gelang es mir, mich mit den Zähnen in den Kupferdraht einzubeißen. Langsam biß ich ihn durch. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert hat, aber ich brach mir dabei einen Zahn aus. Als der Mann sah, daß die Verbindung mit der Batterie aufgehört hatte, rief er „Bro Palo“, was etwa heißt: „Verlorenes Spiel“. Ich sagte ihm, daß, wenn er mir ge- wisse Informationen geben würde, er nicht bestraft werden würde, aber er wollte mir nicht glauben, auch nicht auf mein Ehrenwort. „Was hältst du für das Spiel“, fragte er mich. „Gott und der Zar,“ erwiderte ich. „Einen solchen Schwur nehme ich nicht an,“ sagte er. „Schwöre auf meine Mutter, und ich will deinen Wunsch erfüllen.“ Das that ich, und dann scho- nen wir uns durch den Gang zurück. Der Mann wurde eine Zeitlang mit den andern gefangen gehalten. Nach- dem er aber nach Petersburg gebracht worden, intervenirte ich, und obwohl er nach Sibirien verbannt wurde, er- hielt er doch dort ein Stück Land und ist heute verheiratet. Ich glaube, er ist ein guter Patriot geworden; jedenfalls schreibt er mir regelmäßig einmal im Jahr. Die übrigen achtzehn sind hin- gerichtet worden.“

Anzeige: „Erblindeter alter Vater wird an kinderlose gute Leute zu verschicken gesucht. Nur Nichtrestaure- teure mit Primaerfahrungen wollen sich melden bei Fräulein Tüftelmann.“

Chicagoer Klubdamen agitieren für die Pensionierung der baltischen Gän- ge. Das menschliche Gend in ihrer Umgebung sehen sie wahrscheinlich nicht.